Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 6

Artikel: Faszinosum Sport
Autor: Krockow, Christian Graf von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163095

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CHRISTIAN GRAF VON KROCKOW

Faszinosum Sport

Sport ist ein Zeichen, ist das Faszinosum unserer Zeit. Mehr Menschen treiben aktiv Sport, als sich in Kirchen, Parteien oder Gewerkschaften engagieren. Und noch viel mehr Menschen verfolgen das Sportgeschehen als Fernsehzuschauer und Zeitungsleser, diskutieren leidenschaftlich über grosse Sportereignisse. Deshalb konnte sich der langjährige berufene Hüter des olympischen Feuers, Avery Brundage, zur Hymne aufschwingen: «Die olympische Bewegung ist eine dem 20. Jahrhundert angemessene Religion, eine Religion mit universalem Anspruch, die in sich alle Grundwerte anderer Religionen vereint. Eine moderne, erregende, lebendige, dynamische Religion ... Man suche in der Geschichte und wird kein System von Grundsätzen finden, das sich so weit oder so schnell ausgebreitet hat wie die brillante Philosophie Coubertins. Er hat eine Fackel entzündet, die die Welt erleuchten wird.»

Man mag das verstiegen, abscheulich, frevelhaft finden, und die Gegenreaktion liegt nahe: «Nichts Neues unter der Sonne», sagen abschätzig die einen und verweisen auf «Brot und Spiele» im antiken Rom. Noch abschätziger sprechen andere von Verfallserscheinungen. Schon vor zwanzig Jahren schrieb Friedrich Georg Jünger, die Olympischen Spiele seien «Karikaturen des Spiels und einer der Krebsschäden, den die fortschreitende Mechanisierung mehr und mehr aufdeckt». Insgesamt seien «die Sports» «Kennzeichen einer masslos gewordenen, mechanisierten Arbeitswelt, die auch das Spiel umformt und unter mechanische Bedingungen stellt». Diese Kritik enthält beinahe schon alles, was seither die «Neue Linke» vorgebracht hat. In einer Resolution der deutschen Jungsozialisten heisst es: «Die Spitzensportler, als leistungsfähige Muskelmaschinen Reproduktionssymbole des politischen und ökonomischen Systems, das sie vertreten, sie werden zu maschinellen Medaillenproduzenten.»

Bevor man sich jedoch am Pro und Contra erhitzt, sollte man feststellen, was eigentlich das Besondere, das Neuartige am modernen Sport ausmacht und worauf seine Faszinationskraft beruht. Dabei hilft es wenig, wenn man den Sport an übergeschichtlichen «Wesens»-Bestimmungen des Spiels misst, denn auch Spiele spiegeln ihre Zeit und verändern sich mit den geschichtlichen Umständen. Einfach und drastisch ausgedrückt: Die edlen Ritter am Hofe des Königs Artus, die von der Grundstücksspekulation und von «Baulöwen» noch nichts wussten, kann man sich schwerlich beim «Monopoli» vorstellen. Entsprechend ist die Entwicklung sportlicher

Spiele und Wettkämpfe ein Ausdruck der Wandlungen, die seit Beginn der Neuzeit ablaufen und in die moderne Industriegesellschaft einmünden.

Dabei betrifft der Gestaltwandel athletischer Spiele wohl nicht in erster Linie den Wettkampf, den man auch unter vormodernen Verhältnissen schon vielfach antrifft, sondern das, was man als Verweltlichung, als Säkularisation bezeichnen könnte:

Die Spiele werden abgedrängt aus mythischen Sinnbezügen, besonders aus den religiösen Zusammenhängen, in denen sie ursprünglich standen. Sie verselbständigen sich, und damit unterliegen sie einem Prozess der fortschreitenden Regulierung und Rationalisierung, der dann das *Leistungsprinzip* immer deutlicher und beherrschender hervortreten lässt: dieses Prinzip des nachrechenbaren und in genauer Normierung der Leistungsbedingungen wie in technisch ständig perfektionierter Messung des Geleisteten auf grundsätzlich universale Konkurrenz angelegten Leistens und Leistungsüberbietens, das für die moderne Entwicklung so charakteristisch ist.

Der Sachverhalt lässt sich an seinem geschichtlichen Ursprung anschaulich machen. Der moderne Sport in der uns geläufigen Form entstand im 17. und 18. Jahrhundert in England, – nicht zufällig zugleich dem Mutterlande der industriellen Revolution. Der englische Sport hat eine wesentliche Wurzel in der Wettleidenschaft; er ist buchstäblich Wett-Kampf. Man wettet, ob jemand eine bestimmte, vorher festgelegte Leistung vollbringen kann oder wer im Falle des Vergleichskampfes der Sieger ist. Um aber eine Wette, bei der hohe, oft horrende Beträge auf dem Spiele stehen, eindeutig entscheiden zu können, muss man Regeln festlegen und messen. Daher entstehen bald die ersten, abgesteckten Rennbahnen, und bald ticken die ersten Stoppuhren. So wird der Weg eingeschlagen, der schliesslich zum Rekordgedanken hinführt. Und in dem wechselseitigen Bedingungsgefüge aus Leistungs- und Konkurrenzprinzip entsteht die historisch neue, einzigartige Leistungsdynamik, deren Ende noch nicht abzusehen ist.

Im Beispiel: Johnny Weissmuller war der berühmteste, überlegenste Kraulschwimmer seiner Zeit. Er stellte zahlreiche Weltrekorde auf, unterbot als erster die «Traumgrenze» von einer Minute für hundert Meter und gewann bei zwei Olympischen Spielen Goldmedaillen. 1972 aber wäre er mit seinen einstigen Leistungen zu den Olympischen Spielen gar nicht mehr zugelassen – oder noch von den Mädchen geschlagen worden, über 400 Meter Freistil um eine dreiviertel Minute. Den Münchener Fabelleistungen des «Superstars» Mark Spitz wird es absehbar ähnlich ergehen; zum Teil sind sie seither schon unterboten worden.

Was im Stadion gilt, spiegelt im Grunde aber nur Verhältnisse des Marktes. Jedes Wirtschaftsunternehmen muss sich für eine offene, nur als

Veränderung bestehender Verhältnisse gewisse Zukunft wappnen und deshalb möglichst viel vom erwirtschafteten Ertrag wieder investieren, um seine Leistungen zu steigern. Wer stillsteht, wer alles aufbraucht, was er gewinnt, wer sich auf die Produkte, die Ausrüstung und den Organisationsstand verlässt, mit dem er eben noch erfolgreich war, der befindet sich bereits auf der abschüssigen Bahn, an deren Ende der Konkursrichter wartet. Vorausschauend hat schon im 17. Jahrhundert der englische Philosoph Thomas Hobbes dieses zum Systemzwang geronnene Leistungs-Konkurrenzverhältnis in das gewaltige, unheimliche Bild eines Wettrennens aller gegen alle gebannt. «Von diesem Rennen aber», sagt er abschliessend, «müssen wir annehmen, dass es kein anderes Ziel, keinen anderen Siegeskranz kennt als: der Erste zu sein ... Und das Rennen aufgeben heisst sterben.»

Da haben wir es! werden die Ankläger des Sports sagen, Triumph in der Stimme: Der Sport stellt nur eine «Verdoppelung der Arbeitswelt» dar – und zwar doppelt infam, weil er noch in der vordergründigen Ablenkung vom Leistungsdruck der Arbeit auf diesen dressiert.

Man mag versuchen, die Anklagen dadurch zu entkräften, dass man auf die vielen Menschen verweist, die Sport treiben, ohne je an Meisterschaft oder Rekorde zu denken – auch oder gerade in Sportarten, die sich als besonders populär, publikumswirksam und prestigeträchtig erweisen. Beispiel Fussball: Weit mehr Leute kicken, einfach um sich gesellig aus Spass an der Sache zu betätigen, als je sogenannte Massen in die Grossstadien strömen. Und von den Jugend- bis zu den Altherrenmannschaften spannt sich ein weiter Altersbogen, so dass zum Spass auch noch die höchst nützliche Beigabe intensiver Bewegung in unserer bewegungsarmen Zeit kommt.

Aber das ist eine sehr schwache Verteidigung. Erstens wird ein Spiel gerade da fragwürdig, wo es um seines Nutzens willen betrieben wird, für Zwecke, die selbst ausserhalb des Spiels liegen. Nochmals Friedrich Georg Jünger: «Spiele werden nicht gespielt, wie kluge Leute behaupten, damit die Kinder sich kräftigen und tüchtig werden. Mit Kindern, die auf diese Weise spielen müssen, kann man nur Mitleid haben.» Das ist wahr, und das gilt auch für Erwachsene, die nur deshalb über Trimm-dich-Pfade traben oder Morgengymnastik betreiben, weil sie es für gesundheitsfördernd halten. «Fitness» mag nützlich sein, um den Stress des Berufes auszugleichen, aber mit Spiel dürfte das so wenig zu tun haben, wie mit der Faszination durch einen sportlichen Wettkampf.

Zweitens: Auch im sportlichen Spiel, in dem es keineswegs um Rekorde, vielmehr um Spass und Geselligkeit geht, steckt der Teufel des Leistungsprinzips, des Wettkampfes, der Konkurrenz. Denn gleich, ob beim Jassen oder beim Tischtennis: Wer sich keine Mühe gibt, wer nicht ge-

winnen will, sondern widerstandslos den anderen gewinnen – und womöglich ihn das sogar fühlen lässt, der ist nicht etwa ein guter, sondern ein miserabler Spieler, ein Spielverderber; er handelt unsportlich.

Drittens: Man kann die Grossveranstaltungen, die Weltmeisterschaften oder Olympischen Spiele nicht schamhaft unterschlagen, so als gehörten sie gar nicht dazu. Denn *sie* sind es doch, die die Millionen in ihren Bann schlagen und von denen die Faszinationskraft des Sports symbolträchtig ausstrahlt.

Es bleibt allerdings eine Frage: Wie kommt es eigentlich, dass dieselben Menschen, die verdrossen zur Arbeit trotten, sich am Sport begeistern, wenn der Sport nur eine Verdoppelung, Spiegelung der Arbeitswelt darstellt? Lassen sie alle sich betrügen, verführen, ausbeuten? Genügt zur Erklärung der Modebegriff «Manipulation»?

Schon Mark Twain hat die gleiche Frage gestellt, aber so, dass seine Frage einen Fingerzeig auf die Antwort enthält. Er fragt: Warum gilt Tütenkleben als Arbeit und die Montblanc-Besteigung als Sport? Beides sind ja Leistungen, aber die eine wird als Last empfunden, die andere dagegen als Lust, als eine Herausforderung, deren Bewältigung tiefe Befriedigung nach sich zieht. Der Unterschied hat offenbar etwas mit Zwang und Freiheit zu tun: Beim «Tütenkleben» denken wir unwillkürlich an die Arbeit des Strafgefangenen, die mit der Knute des Aufsehers erzwungen werden kann. Die Bergbesteigung stellt dagegen eine freiwillige, eigenbestimmte Leistung dar.

Nun sind wir in gewissem Sinne alle Gefangene der Notwendigkeit, uns irgendwie und irgendwem nützlich zu machen, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen. Das verdriesst, und wir sehnen uns nach dem Unnützen, dem Überflüssigen.

Überhaupt ist der Mensch das seltsame Wesen, das ständig mit Lust und Leidenschaft Überflüssiges tut: Gedichte schreibt, Musik macht, sich schmückt, Eiswüsten durchwandert, Berge besteigt, Sport treibt, spielt – und sich auch noch wohl fühlt, obwohl doch nichts Nützliches, im Sinne des Lebensunterhalts Notwendiges dabei herausspringt. Andererseits kann der Mensch in der Fülle des biologisch Notwendigen, vollgestopft mit «Futter» in jedem Sinne, verzweifeln und – im extremen Falle – Selbstmord begehen. Bekanntlich gibt es eine verbreitete Verdrossenheit gerade in der Wohlstandsgesellschaft – und mit der modernen Entwicklung steigende Selbstmordraten.

Fragen wir weiter, warum es so sehr auf das Überflüssige ankommt, dann stossen wir auf die Tatsache, dass der Mensch das einzige Lebewesen ist, das Selbst-Bewusstsein hat: ein immer offenes, fragwürdiges, zerbrechliches Verhältnis zu sich und zu anderen. Es bedarf, um tragfähig zu sein,

des Ansehens, der Bestätigung vor sich selbst und durch andere. Diese Bestätigung aber ist nur in und als Freiheit etwas wert; sie ist einer der wenigen Gegenstände, die sich nicht kaufen lassen. Bereits das Kleinkind in seinem ersten Lächeln erwidert das Geschenk der mütterlichen Liebeszuwendung, ohne die das junge Leben nicht gedeihen kann; im Heim, mag es seine Zöglinge noch so gut versorgen, kommt es zu schweren Entwicklungsschäden, wenn es an der verlässlichen, liebevollen Zuwendung einer Bezugsperson mangelt. Später kommt es, gleichsam als Rache an der liebelosen Umwelt, oft zum Ausbruch in die Kriminalität: Der Jugendliche sucht Beachtung wenigstens negativ zu erzwingen durch auffällig abweichendes Verhalten, durch Aggression, und «Ansehen» wird am Ende in der Bande gesucht, vor der man sich beim Überfall auf die Tankstelle bestätigt.

Wir treffen hier einen merkwürdigen, um nicht zu sagen paradoxen Tatbestand: Unsere Gesellschaft ist eine Gesellschaft des Wohlstandes, in vieler Hinsicht sogar des Überflusses; fast alle können sich wesentlich mehr leisten als noch ihre Eltern oder Grosseltern. Und doch handelt es sich zugleich um eine Gesellschaft des Mangels: Es fehlt an dem, was man nicht kaufen kann. Die Werbung hat dies längst erkannt und beruht geradezu auf der Paradoxie; sie bietet uns nicht so sehr das praktisch Nützliche als das Überflüssige: Schönheit, Ansehen, Glück – sofern wir nur das richtige Auto oder Waschmittel kaufen. Doch leider hilft das nicht weit, denn die Ware erweist sich als unpersönlich, so sehr wir uns das auch zu verheimlichen trachten, indem wir unser Auto mit Zierrat versehen und «Schnucki» draufschreiben. So bleibt eigentlich bloss das Bemühen, den Nachbarn mit der neuesten Mode, dem grösseren Wagen oder der exotischeren Ferienreise auszustechen.

Aber Moden, Autos und Reisen werden als Massenartikel produziert; immer sehen wir uns wieder eingeholt und überholt. Wir müssen uns anstrengen, um nur Schritt zu halten. Mit anderen Worten: Wir bleiben in allem Überfluss Gefangene des Mangels, der Notwendigkeit, mehr zu leisten und zu arbeiten, um uns etwas leisten zu können.

Es kommt noch hinzu, dass in unserer hochgradig spezialisierten, arbeitsteiligen Gesellschaft sogar die überragende Leistung sich kaum mehr zuverlässig erkennen und anschaulich darstellen lässt. Dass einer als Geschäftsmann ungewöhnlich tüchtig ist, lässt sich allenfalls noch am Herzinfarkt als einem Statussymbol erkennen. Und beruht der Geschäftserfolg nicht womöglich nur auf raffinierten Tricks der Steuerhinterziehung? Ebenso mag der Aufstieg des Politikers mehr auf geschickter Propaganda, auf der Demagogie statt auf wirklichen Leistungen beruhen.

Auch in der Kunst sind verbindliche Massstäbe dafür, was denn eine künstlerische Leistung ist, längst brüchig geworden. Sogar die überragende

Leistung des Forschers müssen wir den Experten glauben, die ihn zum Nobelpreisträger wählen. Aber hier ist der Sprung des Bob Beamon bei den Olympischen Spielen in Mexiko: dreifach nachgemessen, optisch um die Welt getragen, jedem verständlich – er sprang weiter, als je ein Mensch zuvor oder seither.

So bietet der Sport eine Alternative: Weil im Regelwerk der jeweiligen Sportart Leistungen genau nachgemessen, verglichen und allgemeinverständlich dargestellt werden können, kann man sie auch persönlich zurechnen. Und noch wichtiger ist es eben, dass der Sport, wie jedes Spiel, mit seiner demonstrativen Ausgrenzung aus der Welt des Nützlichen und Notwendigen durch das jeweilige Regelwerk die freiwillige, die überflüssige Leistung symbolisiert.

Dem widerspricht es nicht, wenn Spitzenathleten materiell gefördert und – versteckt oder offen – für ihre Leistungen entlohnt werden. Auch Kunst und Wissenschaft werden ja materiell gefördert, ohne dass jemand auf den Gedanken käme, sie würden durch das schnöde Geld unabwendbar korrumpiert. Entscheidend bleibt, gleich ob in der Kunst, in der Wissenschaft oder in Sport und Spiel, dass gerade die überragende Leistung sich nicht erkaufen und erzwingen lässt und daher über den Bereich des Notwendigen hinausweist. Die überragende und zugleich überflüssige Leistung ist ein Symbol der Freiheit, und das ist es, was zu Recht fasziniert – sozusagen als Utopie dessen, was allgemein sein sollte, aber nicht ist. Im übrigen handelt es sich bei der «überragenden Leistung» natürlich um einen *relativen* Begriff; wer von Meisterschaften und Rekorden gar nicht träumen kann, dennoch aber, auf seinem Niveau, im Spiel oder Wettkampf einmal über sich hinauswächst, kann aus dieser Könnenserfahrung und Selbstbestätigung ebenso, unter Umständen sogar noch stärker Befriedigung gewinnen, wie der berühmte Spitzenathlet, dem Erfolg schon zur Routine wurde.

Es gibt weitere Erklärungsmöglichkeiten für die Faszinationskraft des Sports in unserer Gesellschaft. Ein wichtiges Stichwort heisst: Spannung. Suche nach Spannung war ja schon in der Wettleidenschaft englischer Lords eine der Wurzeln des modernen Sports. Die Wette mag noch heute eine Rolle spielen, besonders in Sportarten, die sich die Merkmale ihres englischen Anfangs weitgehend bewahrt haben, wie zum Beispiel Pferderennen. Grundsätzlich aber braucht der Wettkampf diese Spannungskrücke nicht mehr; er steht längst auf eigenen Beinen. Denken wir an den Fussball: Wenn Spiele besonders spannend verlaufen, sprechen wir vom «Fussball-Krimi». Eigentlich gilt jedoch, dass Fussball der bessere Krimi ist: Es gibt Helden und Schurken, «unsere» Mannschaft und «die anderen». Doch wer gewinnt, ist nicht schon mit der Rollenverteilung vorgezeichnet. Es ist eine Frage des Könnens, der Leistung, des Einsatzes – und zugleich des

launischen Geschicks: Jener «Schuss», der das Lattenkreuz erzittern liess, hätte doch auch – Sache von Zentimetern – zum erlösenden, entscheidenden Tor führen können.

Der Sport hat die exakt messbare und vergleichbare Leistung perfektioniert. Dadurch ist er zum Symbol einer Gesellschaft geworden, die sich als Leistungsgesellschaft versteht. Aber in jedem Wettkampf, ganz besonders beim Fussball, der nicht zufällig so besonders populär ist, bleibt doch ein nicht aufzulösender Rest an Ungewissheit, an nicht Berechenbarem. Genau dies stösst nicht etwa ab, sondern zieht magisch an. Uns Menschen berührt beides, das Rationale wie das Irrationale; es geht um Selbst-Bewusstsein kraft der Leistung, die wir uns zurechnen können, die andere uns zurechnen – und um eine Art von höherem Einverständnis: Insgeheim wünschen und wähnen wir, dass «es» für uns rollt, dass die Sterne, das Schicksal uns günstig sind.

Das ist insofern merkwürdig, als «Schicksal» eigentlich die Gegenkategorie des modernen Lebensgefühls darstellt, das geradezu auf dem Willen und der Vorstellung beruht, alles verändern, beherrschen, «machen», jedes Problem mit dem gehörigen wissenschaftlich-technischen Aufwand prinzipiell lösen zu können. Wo es noch Schicksal gibt, das sich nicht abwenden lässt – zum Beispiel die unheilbare Krankheit, das Altern, der Tod –, da erträgt man seinen Anblick kaum mehr; es wird aus dem Blickfeld verdrängt und den Fachleuten in Heim oder Klinik überantwortet. Aber da wir alle von Krankheit bedroht werden, alle altern und einmal sterben müssen, bleibt das Verdrängte als geheime Angst gegenwärtig.

Spiele sind Zeichen ihrer Zeit und zugleich Mittel, das Verdrängte im Symbol aufzufangen und abzuleiten. Die meisten modernen Spiele – auch ausserhalb des Sports – werden deshalb, mit wechselndem Schwergewicht der einen oder der anderen Seite, durch eine Kombination des Leistungsprinzips mit jenen Zufalls- oder Schicksalsfaktoren bestimmt, die extrem Würfel und Roulettekugel charakterisieren. Die Redensart vom «Glück im Spiel» verweist auf die Einheit des Unvereinbaren, und deshalb ist es so sinnvoll wie einsichtig, dass gerade Fussballvereine nicht selten «Fortuna» heissen.

Berechenbarkeit und Überraschung: Die Balance überm Abgrund der Gegensätze zeichnet noch auf andere Weise den Wettkampf aus und schafft den besseren «Krimi». Zum Beispiel ist das Geschehen real, nicht Fiktion wie im Film oder im Roman, sondern es ereignet sich wirklich, hier und jetzt, vor unseren Augen. Dennoch und gleichzeitig gilt die Ausgrenzung aus dem «wirklichen» Leben, markiert durch die Spielregeln, durch die Linien des Spielfeldes, durch die Spielzeit: Was geschieht, hat keine Realfolgen; der Sieger wird nicht zum Herrschenden, der Besiegte nicht zum Knecht. Nicht anders steht es mit der vielbesprochenen Identifikation der

Zuschauer: Wir leiden und triumphieren mit «unserem» Verein, «unserer» Nationalmannschaft, wir sind Beckenbauer oder Cruyff ... Und wir sind es doch nicht, schauen nur zu, urteilen, verurteilen, wechseln mit fliegenden, manchmal brennenden Fahnen: Der König ist tot, es lebe der König!

Die Probe aufs Kriminalexempel liefern Spiele, die uns eigentlich nichts angehen, weil «unsere» Mannschaft gar nicht dabei ist. Polen gegen Italien – was kümmert das uns? Dennoch schauen wir gebannt zu, gepackt von der Dramatik des Spiels, indem wir uns unwillkürlich eines Tricks bedienen: Wir identifizieren uns, vorbewusst, mit einer der Mannschaften. Vor allem fachkundige Zuschauer neigen dazu, die Partei des Schwächeren zu ergreifen: Die Sympathien, die bei der Fussball-Weltmeisterschaft den «Zwergen» Australien, Zaïre und Haiti zuflogen, veranschaulichen den Vorgang. Sportpädagogen mögen dann von «fairness» sprechen, aber entscheidend ist der Spannungsgenuss, der erst aus der Identifikation in der Spannungsbalance zu gewinnen ist. Daher wirken Spiele und Wettkämpfe reizlos, in denen der Leistungsstand der Mannschaften und Athleten so krass unterschiedlich ist, dass der Ausgang in keinem Moment mehr auf des Messers Schneide steht und selbst die Launen Fortunas nichts mehr ausrichten.

Die Suche, um nicht zu sagen Sucht nach Spannung kommt nicht von ungefähr. Zwar zeigt jede Tagesschau die Spannungsherde dieser Welt – politische Konflikte, drohende Katastrophen, wohin man blickt. Aber unser Alltagsleben bleibt davon seltsam unberührt, spannungsarm. Keine Urwälder mehr, die noch Geheimnisse und Abenteuer bergen, die Hexen verbrannt und die Drachen ausgerottet, jedes Stück Erde, das Dasein insgesamt vermessen: mittlere, statistisch berechnete Lebenserwartung und Karriere; Verkehrsschilder, Leitplanken, Schutzimpfungen, Sozialversicherung; sogar das Spannungsverhältnis der Geschlechter scheint nicht mehr zu halten, was es einst versprach, seit man mit den Tabus aufgeräumt hat wie mit den Drachen im Urwald. Wo also kann man noch Spannungen auf- und abbauen, Leidenschaften und nicht bloss Sentimentalität einbringen und ausleben, wenn nicht im Stadion? Noch zur Goethezeit durften Männer weinen; heute ist das beinahe nur noch in der Arena im Augenblick des Sieges oder der Niederlage möglich.

Es mag andere Möglichkeiten geben, das Abenteuer zu suchen, höhere Formen der Selbsterprobung, Könnensbewährung und Grenzerfahrung, als der Sport sie bietet. Karl Jaspers, als er über die Grenzsituation philosophierte, hat keineswegs an die Athleten gedacht. Aber was eigentlich, jenseits sportlichen Spiels und Wettkampfes, vermag unsere Gesellschaft vor allem jungen Menschen als Abenteuer wirklich anzubieten – es sei denn die Droge oder die Gewalt?

Ist Sport Spiel? Stellt er eine neue Form des Spiels dar? Die Antwort hängt, wie bereits einmal angedeutet, von der Wesensbestimmung des Spiels ab, über die man uferlos streiten kann. Wer allerdings meint, die Frage schon deshalb verneinen zu müssen, weil im Sport so viel investiert wird: Spannungssuche, Leidenschaft, Trainingsaufwand, mindestens hintergründig auch: wirtschaftliches Interesse und politisches Prestige, der weiss wenig von der Geschichte der Spiele. Dies alles hat es, in wechselnden Formen, zu allen Zeiten, in allen Kulturen gegeben, auch im Sinne des Schau-Spiels, das von Berufsschauspielern oder Berufsathleten vorgeführt wird. Immer geht es darum, der Fron des Notwendigen das Überflüssige als ein Zeichen der Freiheit entgegenzusetzen, der Grenzenlosigkeit von Welt und Zeit die Weltausgrenzung auf Zeit im künstlichen Regelwerk des Spiels, der Angst vor dem Überwältigenden, vor dem Schicksal dessen Benennung, Darstellung, Bannung im Symbol.

Die moderne Industriegesellschaft hat die alte Problematik des Menschseins keineswegs beseitigt, sondern nur in eine andere, neuartige Form gebracht. Daher bedarf es noch immer des Spiels, und der sportliche Wettkampf ist eine, wahrscheinlich die am meisten charakteristische seiner Ausdrucksformen: ein Spiegel dieser Gesellschaft, in dem sie sich erkennt und in dem sie erkannt werden kann. Die Faszinationskraft, die vom Sport ausstrahlt, die Leidenschaften und sogar die leidenschaftliche Kritik, die ihm gewidmet werden, machen das deutlich.

Vielleicht müsste man sogar noch weiter gehen und sagen: Sportliche Spiele und Wettkämpfe schaffen nicht nur Möglichkeiten der kompensatorischen Spannungssuche, der Könnensbewährung, des Ansehens, sondern sie erweisen sich zugleich als Mittel, um mit der Angst vor dem Neuen, Ungewissen fertig zu werden, sie zu über-spielen. Denn das Neue reizt ja nicht nur, sondern es schreckt auch. Wir treiben in einem reissenden Strom, alle Lebensverhältnisse ändern sich ständig und unabsehbar; von der Zukunft ist gewiss einzig, dass sie anders sein wird als das Vergangene oder Gegenwärtige. Dies weckt nicht bloss Neu-Gier, sondern eben: Angst. Die Angst kann im individuellen oder kollektiven Krisenfalle umschlagen in Panik und in Aggression; man hat, verallgemeinernd, schon von einem «Zukunftsschock» gesprochen.

Spiele sind Mittel, das Neue, Unbekannte wenigstens symbolhaft zu erobern und zu bestehen – jedoch im sicheren Geleit des Bekannten und Bewährten. Man kann das schon am Kinderspiel beobachten – oder an der spannenden Geschichte, die man Kindern vorliest und die sie immer wieder hören wollen, aber, bitte, haargenau in der längst vertrauten Form. So paaren sich, paradox und folgerichtig, Wissbegier und Spannungssuche mit Konservativität. Nicht anders steht es mit dem Kriminalroman, mit dem

Western-Film, mit den Comics, die ja keineswegs nur Jugendliche verschlingen: Spannung wird erzeugt, immer Neues geschieht, Abenteuer folgt auf Abenteuer. Doch alles läuft ab im stets gleichen Rahmen, rituell geradezu; man ist versucht, von Archetypen zu sprechen.

Genau diese Ambivalenz, diese Doppeldeutigkeit kennzeichnet auch den Sport. Es geht um die Anspannung aufs Neue, Unbekannte, noch nicht Erreichte – und darum, es zu bannen, es sich vom Leibe und von der Seele zu halten in der Ritualisierung des Handelns.

Darin spiegelt sich nicht nur die Paradoxie der Industriegesellschaft, sondern des Menschseins in ihr: sich anzuspannen auf Zukunft, um sie aktiv zu beherrschen – und sie im letzten doch niemals beherrschen zu können, weil sie unausmessbar bleibt, weil es immer noch Schicksal gibt, immer: den Tod. Und so gerät man am Ende fast wieder in religiöse Fragen hinein, anders freilich, als Avery Brundage dies wohl gemeint hat.

ERNST HALTER

Urwil erwacht

Ein einzelnes hämmerndes Klingeln wird hörbar. Es dringt durch die stundenalte Stille eines geschlossenen, mit verbrauchter Atemluft vollgepusteten Raums. Während ich noch hinhöre, ist es verstummt. Ich hole – was ich aufmerkend vergessen hatte – Atem. Da, wieder, das Messer, blitzend gedreht, unüberhörbare, scherbenscharfe Störung. Als sie wegfällt, bleibt die Dunkelstille gewarnt. Zum drittenmal bricht das Schrillen los: im Hinterdorf und im Block Nelkenweg 3, und jetzt rasselt es aus dem Kirchdorf.

An allen Ecken und Enden von Urwil quengeln die Läutwerke, platzen die Schlafkugeln. Brummen und Seufzen kommt mir zu Ohren, scheltende Stimmen von Menschen, einzelne Worte, aus halbaufgerichteten Körpern, im Schlafschlamm rudernd.